

# Wie bauen wir gesunde Städte?

## *Was hat Stadtplanung mit der Ausbreitung von Pandemien zu tun?*

Städte sind eine ökonomische Erfolgsgeschichte und Wachstumsgeschichte ohne Gleichen – und genau dieses Wachstum ließ seit jeher Epidemien und Infektionen entstehen. Der Grund: Infrastrukturen für Hygiene wuchsen langsamer als Einwohnerzahlen. Infrastruktur steuert Infektion.

Städte waren schon immer Begegnungszentren – zunächst aufgrund von Handel, später durch den Tourismus. Diese Mobilität führte in Europa zwischen 1346 und 1353 zur Pest mit geschätzt 25 Millionen Todesopfern – ein Drittel der damaligen Bevölkerung. Das war nicht der erste, aber einer der wichtigsten Anlässe für den Umbau von Stadt- und Sozialsystemen, wie wir sie heute kennen.

Eine reine Erfolgsgeschichte war das nicht. Zwischen 1889 und 1895 fielen rund eine Million Menschen der Russischen Grippe zum Opfer. Die Pest im chinesischen Yunnan verbreitete sich ab 1894 bis nach Indien und in die USA und forderte rund 15 Millionen Tote. An der Spanischen Grippe starben von 1918 bis 1920 geschätzt zwischen 20 und 50 Millionen Menschen weltweit. 700 Jahre Pandemie-Geschichte fordern von der Stadtplanung mehr Hygiene und Kontrolle. Die Smart City ist nur eine aktuelle Antwort.

## *Wie weit kann die Kontrolle gehen?*

Die Architekturtheoretikerin Beatriz Colomina hat die Entwicklung 2019 in ihrem

Buch „X-Ray Architecture“ nachgezeichnet: Es begann mit dem Röntgen und dem Kampf gegen Lungenkrankheiten und ist aktuell bei Wärmebildkameras und Überwachungstechniken angelangt. In der Nachverfolgung von unerlaubten Begegnungen bei Epidemien haben autoritäre Staaten mit ihren Geheimdiensten offenbar die meisten Erfolge.

Colominas These: Die moderne Architektur des 20. und 21. Jahrhunderts dient vor allem der medizinischen Seuchenbekämpfung mit Obsession für Durchlüftung, Besonnung, Hygiene und weiße Wände. Im Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ von Robert Musil kann man lesen: „Der moderne Mensch wird in der Klinik geboren und stirbt in der Klinik: Also soll er auch wie in einer Klinik wohnen“ – und leben.

## *Was hat sich bei uns durch die Pandemie verändert?*

Beim ersten Lockdown gab es die neue Erfahrung einer stillen, gespenstisch leeren und deutlich luftigeren Stadt. Die Mobilität sank um rund 40 Prozent, Busse und Bahnen waren nahezu leer. Dafür nahmen Spaziergänge in öffentlichen Parks und Radtouren in die nähere Umgebung deutlich zu. Der jeweilige Stadtteil wurde als Naherholungsgebiet und Nahversorgungsraum getestet – mit gemischten Ergebnissen.

Bei den späteren Lockdowns war dies anders. Spaziergänge nahmen ab, der

Bürger durch Bewegungslosigkeit eher zu. Das Rad blieb der Gewinner, das Auto – von vielen Stadtbewohnern bis dahin kaum mehr genutzt – wurde reaktiviert. Mülleimer in Parkanlagen waren von den Takeaway-Dinners mit Bekannten auf Parkbänken überfüllt. Wälder waren im Winter voll. Anlieferfahrzeuge für Pflanzen und Möbel für das Heim auch – und gleichzeitig kam die Erkenntnis: Wir brauchen mehr Parks und Plätze, nicht noch mehr Parkplätze. Wir brauchen mehr Bänke, Mülleimer, Outdoor-Kultur, mehr Außengastronomie, mehr Sport- und Spielplätze. Kurz: Wir brauchen mehr öffentlichen Raum, den wir uns aneignen können, in dem wir uns begegnen können.

## *War das nicht schon vorher ein Trend?*

Absolut. Der dänische Architekt Jan Gehl (siehe auch brandeins 12/2014: „Die Menschen in Bewegung setzen“)\* hat das in seinem viel zitierten Phasenmodell beschrieben: die Evolution von einer Umhergeherstadt mit Fußgängerzonen der Sechziger- und Siebzigerjahre zu einer Sitzstadt der Cappuccinos in den Neunzigern hin zu einer Aktivstadt nach der Jahrtausendwende mit Inlinern, Radfahren, Joggen, Baden in Häfen und Flüssen.

Der öffentliche Raum wird zudem intimer. Die Digitalisierung der Arbeit hatte Home-Office-Eliten schon vor Corona vertrauliche Video-Konferenzen in öffentlichen Cafés ermöglicht und zu einer wachsenden Outdoor-Bewegung geführt. Nach Corona hat das Kontaktverbot in Innenräumen das immer stärker werdende Bedürfnis geweckt, sich im öffentlichen Raum vor anderen selbst zu erfahren.

## *Was folgt daraus für die Stadtplanung?*

In Deutschland wird einigen Bürgermeistern und Bürgermeisterinnen nun klar, dass wir vor allem den für ruhenden Verkehr reservierten Raum reaktivieren müssen – zum Beispiel in Hannover, Wuppertal oder Berlin und Hamburg. International gab es beeindruckendere

Beispiele wie Vilnius, das eine autofreie Innenstadt als größtes Freiluftcafé einführte. Im autoverliebten Brüssel ist fast nur noch Tempo 30 erlaubt, 50 Straßenkilometer sind für das Fahrrad reserviert. Rom bringt es auf 150 Kilometer, Berlin immerhin auf rund 30.

Paris als am stärksten verdichtete Stadt in der Europäischen Union verfolgt – mit Blick auf Sommertemperaturen von mehr als 40 Grad Celsius – sicher die ambitionierteste Strategie mit 680 Kilometer Radfahrnetz bis 2030, Bewaldung der Stadt und der Umwidmung von 60 000 Autostellplätzen in öffentlichen Raum. Aktuell laufen die Befragungen, wie die neuen Flächen gestaltet werden sollen.

Barcelona gestaltete schon vor Corona sogenannte Superblocks – weitgehend autofrei, leise, sicher.

Allen Experimenten ist gemein: Der öffentliche Raum wird neu eingerichtet und offen für Begegnungen.

*Welche Qualität haben diese Begegnungen?* Städte, so schrieb der Soziologe Georg Simmel bereits Anfang des vorherigen Jahrhunderts, sind eine „Verdichtung von Unterschiedlichkeiten“, erlauben aber gleichzeitig deren Ignoranz. Viele kennen ihre Nachbarn nicht, sind aber tolerant gegenüber Andersartigkeit. Das erklärt die Funktion von Städten als Innovationslabore.

Städte erlauben sowohl Nähe als auch Distanz, etwas, das es im Dorf nicht geben kann. Interessant ist die Analyse des britisch-kanadischen Journalisten Doug Saunders zu Arrival Cities, also ob Zugezogene und Migranten dort gut ankommen können. Seine These: Begegnungsoffenheit sei für die Chancen eines migrantischen Mittelstandes und die Verhinderung von Kriminalität zentral.

*Verändert sich das Verhältnis von Stadt und Land?*

Während der Pandemie flohen viele, die sich dies leisten konnten, aufs Land. Die Hamptons, das Pariser Umland, Holstein

und die Uckermark waren voll von ängstlichen Home-Office-Städtern. In New York haben schätzungsweise 400 000 Bürger die City verlassen, immerhin fünf Prozent, Umzugslaster waren ausgebucht, und die 5,5 Millionen Fahrgäste in der U-Bahn hatten sich auf 700 000 reduziert mit einem bisher ungekannten Fahrrad-Boom in Manhattan.

Aber: New York füllt sich gerade wieder, die Mieten steigen. Nach allen Pandemien bisher haben sich Städte weiter vergrößert, auch weil man genau danach das Leben und den höheren Puls wieder spüren wollte.

Meine Ausgangsthese: Städte müssen dörflicher werden – mit Urban Farming, Produktion, Nachbarschaftshilfe, Natur und Platz. Und Dörfer müssen städtischer werden – vor allem bei Gesundheit, Bildung, Kultur. Diese neue Mischung wird das 21. Jahrhundert infrastrukturell, klimatisch und verkehrsseitig prägen. Städte, in denen man alle Arbeits-, Einkaufs-, Gesundheits- und Bildungs- beziehungsweise Kulturaktivitäten in 15 Minuten zu Fuß oder mit dem Fahrrad erledigen kann, stehen in China wie auch in Europa hoch im Kurs. Klingt naheliegend, allerdings sind Arbeitsplätze nicht statisch, Staatstheater und Philharmonien in der Regel zentral, und wir hätten dann auch immer nur die gleichen Begegnungen.

*Was wird aus der Kultur?*

Theater können nicht mehr davon ausgehen, im Winter voll zu sein – oder voll sein zu dürfen. Die müssen in den Sommerferien mit ihren Vorstellungen raus ins Freie. Freiluft-Kinos bleiben auch in durchwachsenen Sommern cool. Museen, ohnehin klimakritischer Kulturgenuss, werden sich neu erfinden müssen.

Ein Beispiel: Das Berliner Ensemble sitzt am leeren und leblosen Bertolt-Brecht-Platz – einem der letzten Plätze in Berlin-Mitte, ohne Bänke, ohne Aufenthaltsqualität, mit viel zu selten genutzten Mikromobilitätsanbietern. Nun planen wir gemeinsam mit dem Theater-Intendan-

ten Oliver Reese und seinem Team eine Platzkonferenz im September – denn es kann besser werden für alle in Berlin-Mitte. Oliver Reese formuliert das so: „Theater gehören als Begegnungsstätten zum öffentlichen Leben dazu. Deshalb müssen wir uns öffnen – nicht nur unsere Theatersäle. Wir müssen den Bertolt-Brecht-Platz als offenen Ort begreifen, an den man sich ganztags eingeladen fühlt und für den man keine Eintrittskarte braucht – wo man sich trifft, sich ausruht, miteinander ins Gespräch kommt.“

*Wie sieht die Stadt der Zukunft aus?*

Es wird nicht die Smart-City-Idee der vergangenen zwei Jahrzehnte sein, das hat auch Google längst verstanden und sein größtes diesbezügliches Projekt in Toronto vergangenes Jahr eingestellt. Es werden gesunde, aktivierende Städte sein, die lässiger, leiser, luftiger sind, in denen Menschen sich auf Bürgersteigen und Parks begegnen – zum Reden, zum Boule-Spielen, zum Sportmachen, zum Kulturgenuss, Städte, in denen man auch gern alt werden will, weil es neben der Pflegedienstleistung eine Nachbarschaft gibt.

Es wird eine Stadt, in der sich Kinder wieder mit dem Fahrrad oder zu Fuß – ohne Begleitung der Eltern – morgens selbst zur Schule bewegen können.

Und ich persönlich wäre noch für öffentliche Duschen, damit radfahrende Pendler gut duften, wenn sie schon emissionsfrei schwitzen. ■

*\*bl.de/gehl*

*Stephan A. Jansen,  
ist Stiftungsgastprofessor für Urban  
Innovation – Mobilität, Gesundheit,  
Digitalisierung an der Universität  
der Künste Berlin sowie Koordinator  
des Digital Urban Center for Aging  
& Health in Berlin.*